

Erinnerungen eines alten Mannes

Der Zufall hat mir die Erinnerungen eines Beringer Mannes in die Hand gespielt. Der Verfasser, geboren 1859, hat die Aufzeichnungen im hohen Alter niedergelegt, sie waren nur für seine Nachkommen bestimmt. Wenn sie heute trotzdem einer ganzen Dorfschaft unterbreitet werden, so geschieht dies in stark gekürzter Form, nur so konnten sich die Nachfahren mit einer Veröffentlichung einverstanden erklären. Das Beschneiden ist dem ganzen nicht zum Vorteil geworden; aber auch so wird der nachdenkliche Leser noch einigen Gewinn aus den Zeilen ziehen.
E. Rahm

"Wenn ich den Nachkommen Erinnerungen aus unserer Familie mitteile, so geschieht es nicht, um mir damit einen Namen zu machen; ich will in ihnen auch nicht ein beschämendes Gefühl über ihre Vorfahren erwecken; Sie sollen vielmehr daraus lernen. Wohl jeder Mensch macht oft Fehler, der eine auf diese, der andere auf jene Art. Glücklich ist derjenige, der am Ende seiner Tage sein Gewissen nicht anklagen muß, sein eigenes Wohlergehen oder dasjenige seiner Mitmenschen geschädigt zu haben. Ich und meine ganze Familie sind abstinent. Ich gehöre aber keinem Verein an, der sich zur Aufgabe macht, dem Mißbrauch des Alkohols zu wehren; vielmehr haben mich die Mitteilungen meiner lieben Mutter und meine eigenen Erlebnisse zur Enthaltbarkeit geführt. Zu meiner Jugendzeit war der ganze Abhang von Guntmadingen bis an die Enge mit Bäumen bepflanzt, es waren zur Hauptsache Kirschbäume. Auch der Abhang vom Biberich bis an den Fuß des Randens trug fast ausschließlich Kirschbäume, die Schaffhauser nannten das Lieblosental das Beringer Chriesiland. Um das Dorf zog sich ein Kranz von Obstsäumen, dazu erstreckte sich ein Weinberg von Löhningen bis an die Enge hin, vom Waldrand hinunter bis an die Landstraße. Die Erträge von Reben und Bäumen wurden fast ausschließlich in vergorenem Zustande verbraucht. Der Segen, der daraus erwuchs, war schon rein äußerlich an den Häusern unseres Dorfes zu erkennen, überall zeigte sich die nackte Armut. Als im Jahre 1876 in Beringen ein kantonales Schützenfest stattfand, da wurde beim oberen Hof die Inschrift angebracht:

Ihr Musikanten, blast nicht so
wie die Juden von Jericho ;
denn bei uns sind die Mauern schon so weit,
daß bald alles zusammen gheht.

Als ich im Jahre 1892 einen verstorbenen Arbeitskameraden auf den Friedhof Löhningen tragen half, da sagte mein Nebenmann, ein Fremder, -zu mir: «So miserabel wie in Beringen sieht es hier doch nicht aus; bei euch schaut die Armut zu allen Löchern heraus.»

In diese Zeit hinein wurde meine Mutter geboren. Sie war von Geburt an ein armes Kind; ihr Vater starb früh, die Mutter verheiratete sich wieder, starb aber, bevor ihr Kind aus erster Ehe aus der Schule war. Meine Mutter wurde dem Stiefvater weggenommen und zu einem Bauern gegeben, daß sie tüchtig arbeiten lerne. Von dem Augenblicke an war es für sie vorbei mit dem Lernen in der Schule und ebenso späterhin im Konfirmandenunterricht. Der Bauer wollte eine Hilfe in der Landwirtschaft haben und nicht jemanden, der seine Schulkenntnisse bereichern wollte. Zu jener Zeit wurde in Beringen am Karfreitag vormittag konfirmiert. Meine Mutter mußte an ihrem Konfirmationstag den ganzen Nachmittag mit dem Meister Reben hacken; es war also dafür gesorgt, daß sie nicht auf Abwege kam.

Als meine Mutter 19 Jahre alt war, kam eines Abends ein Bursche zu ihr in die Küche und machte ihr einen Heiratsantrag. Meine Mutter war nicht sehr erfreut, wußte sie doch, daß der junge Mann oft bösen Wein trank; sie wehrte ab und sagte, sie sei noch jung und zudem müsse sie den Vormund fragen. Der Vormund beehrte auf: «Was, noch zu jung? Du bist jetzt alt genug; oder auf was willst du warten? Glaubst du etwa, es käme einmal ein Prinz? Nimm ihn, er ist gesund und stark und kann tüchtig arbeiten, so werden wir der Sorge um dich los. Wenn einer die ganze Woche durch tüchtig gearbeitet hat, warum soll er da nicht auch am Sonntag ein Schöpplein trinken? Und wenn es einmal zu viel sein sollte, so mußt du eben das Maul halten, dann geht es schon.»

Der Vormund war einer von denen, die dem reichen Bauern, der keinen anständigen Lohn zahlte, die billige Arbeitskraft mißgönnten, deswegen tat er alles, daß die Heirat zustande kam.

Die junge Ehe begann damit, daß meine Eltern dem ehemaligen Meister meiner Mutter um einen halben Laib Brot, das waren ungefähr 2 1/2 Pfund - einen Acker voll Kartoffeln vom Unkraut säubern und häufeln mußten. Zu der damaligen Zeit waren eben noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe im Betrieb, und wenn das Land von einer Fehlernte betroffen wurde, so war Hunger und Not in fast jedem Haus.

Als die Jünger den Herrn Jesus baten: Herr, lehre uns beten!, da hat er sie im Unservatergebet die erste Bitte gelehrt: Gib uns heute unser täglich Brot! Wie wird diese Bitte heute von so vielen leicht vergessen. Beim Beginn des Sonderbundskrieges im Jahre 1848, den mein Vater als Trainsoldat mitmachte, rückten die Schaffhauser über Wollerau - Siebnen - Lachen gegen Gisikon vor. Die Soldaten kamen zu Privatleuten ins Quartier. Auf den abseits gelegenen Höfen bekamen sie am Morgen zu selbstgepflanztem Cichorien-Kaffee gedörrtes Obst. Die Leute hatten kein Brot und kein Geld, um solches aus der Ferne kaufen zu können. Da die Mutter keine Lebensmittel besaß, der Vater aber unter den Soldaten war, bekam sie für sich und ihre Kinder von der Gemeinde ein halb Mutt Korn - mein Vater mußte später im Gemeindegewerk die Schuld abverdienen. Ueber eine Woche hatten meine Mutter und meine Geschwister sich nur von Kirschen ernährt, meine Mutter litt dabei große Schmerzen. So entschloß sie sich, mit einem Korb voll der schönsten Kirschen nach Schaffhausen zu wandern und wenn möglich Brot dagegen einzutauschen. Bei drei Bäckern wurde sie mit ihrem Anliegen kurz abgewiesen, heim vierten erbarmte sich die Meistersfrau und veranlasste den Mann, meiner Mutter etwas Brot zu geben.

Aber das Rad der Zeit steht nicht still. Es kam die Zeit der goldenen Träume von Amerika. Viele Familien aus dem Klettgau wanderten aus und sind indessen verschollen und verloren gegangen. Mein Vater überredete meine Mutter auch zur Auswanderung, sie wollten sich einer andern wanderlustigen Familie anschließen. Meine Mutter verkaufte ihren ererbten Hausanteil und das daranstoßende Baumgärtlein. Als aber mein Vater das Geld in den Händen hatte, da meinte er: «Nur mit diesem Geld können wir nicht nach Amerika, zum Anfangen braucht es auch drüben noch etwas mehr. Ziehen wir in die Stadt, da gibt es bessere Verdienstmöglichkeiten.»

Es wurde ins Fulacher Bürgli gezügelt. Meine Mutter hatte zwei Stück Reben zu pflegen; meinem Vater, der große Körperkraft besaß, mangelte es nicht an Arbeit. Es wäre soweit recht gewesen, wenn nur der Alkoholteufel nicht gewesen wäre.

Wenn mein Vater Geld besaß, dann konnte er der Lockung nicht widerstehen, er gewährte dann jedem Saufgesellen Freitisch, unbekümmert darum, daß Frau und Kind zu Hause hungerten. Das währte so lange, bis meine Mutter kein Geld mehr hatte, um Brot zu kaufen, bis mein Vater nicht mehr zinsen konnte. Eines Tages nahm man den Eltern den Hausrat weg und trieb die Familie auf die Straße. So kamen wir nach Beringen zurück.

Die erste Nacht haben wir unter der Treppe des Schulhauses verbracht. Am folgenden Tag wurde uns eine Kammer in einem Hause nahe bei der Schule zugewiesen; später wurde es möglich, den untern Hausanteil im Schloß zu erwerben.

Es wäre auch jetzt wieder gegangen, wenn meine Mutter einen Beistand erhalten hätte oder wenn man meinen Vater bevormundet hätte. Aber eine Bevormundung war damals nur auf dem Klagewege erreichbar; mein Vater hielt mit schlimmen Drohungen meine Mutter vom Klagen zurück. Wiederum pflegte meine Mutter zwei Stück Reben; Vater arbeitete im Steinbruch und die älteste Schwester kam in einen Dienst.

Eines Tages erlebte meine Mutter eine neue, schwere Enttäuschung. Vater sagte: «Ich gehe heute in die Stadt den Reblohn holen. Wir müssen zinsen und auch etwas Geld für Winterschuhe haben.»

Flehend bat ihn die Mutter, doch rechtzeitig wieder nach Hause zu kommen. Vater versprach alles, aber am Abend kam er nicht heim. Wie sich die Mutter anderntags nach Schaffhausen und Neuhausen begab, um ihren Mann zu suchen, da sagte man ihr wohl: «Ja, ja, er hat sein Geld erhalten, aber den Zins nicht bezahlt, er hat andere, dringlichere Zahlungen vorgeschützt.» Alles Suchen nach dem Vater war umsonst. Am dritten Tag machte meine Mutter schließlich Anzeige bei der Behörde. Der suchende Landjäger fand Vater schließlich in Hemmental, im Kreise einer lieder-

lichen Gesellschaft. Geld besaß er keines mehr, ja, Mutter mußte, so bald es ihr möglich war, dem Landjäger den Sucherlohn und dem Wirt eine Geiß, welche zum Fressen hergerichtet worden war, bezahlen. Bitter war, daß keine Behörde einschritt.

Späterhin, als der Vater dem Gemeindehauswirt das Güllenloch leeren sollte, stürzte er mit dem vollen Bücki von der Leiter. Ein Beinbruch machte meinen Vater für seiner Lebtag zu einem hinkenden Manne. Da seine Kinder selber mit der Armut zu kämpfen hatten, mußte er nach der Mutter Tod bis zu seinem Lebensende seinen Unterhalt, so gut es ging, selber verdienen. Gott hat es mit meinem Vater gut gemacht, er hat ihn eines Morgens, beim Frühstück, schnell und ohne Schmerzen oder Krankheit zu sich gerufen.

Ich selber war von sechs Geschwistern das zweit jüngste Kind meiner Eltern. Meine Geburt hat, so glaub ich, bei meinem Vater keine große Freude hervorgerufen; denn, als ich schon zur Schule ging, war ich noch mit einem alten Kinderrock bekleidet, und das ging so lange, bis der Lehrer erklärte, in solch alten Fetzen dürfe ich nicht mehr in die Schule kommen.

Früh schon wurden wir nach der Schule und in den Schulferien streng zur Arbeit angehalten. Im Heuet mußten wir auf den abgeräumten Wiesen zurückgelassenes Heu mit dem Rechen zusammensuchen und im Sack nach Hause tragen. Über die ganze Ernte mußten wir Ähren suchen, im Herbst galt es vergessenen Kartoffeln nachzuspüren. Alle diese Arbeiten taten wir barfuß. Barfuß waren wir, bis Schnee fiel und großer Frost eintrat. Sobald es im Frühling zu tauen begann war ich froh, wenn ich die Schuhe weglegen konnte, denn bis ich selber verdiente, mußte ich immer die ausgetragenen, zerrissenen Schuhe meiner Geschwister oder meiner Mutter austragen und mich damit begnügen. «Die sind gut genug für den da», das war die Rede meines Vaters, obwohl er sehen konnte, daß ich wunde und aufgefrorene Füße bekam. Da wir zu damaliger Zeit noch keine Wiesen hatten, wohl aber Geißen, mußten wir, meine Geschwister und ich, dieselben nach der Schule auf die Weide führen. Zum Glück gab es damals noch viele Hecken ganz in der Nähe des Dorfes, das war unsere Geißenweide. Natürlich mußten wir auch viel ins Holz und nach Hause schleppen, soviel wir konnten.

Einmal sollte es auf eine Schulreise gehen. Der Lehrer gab mir 10 Rappen und meinte, ich solle schauen, daß ich irgendwo ein Paar Schuhe borgen könne, er wollte mich eben auch mit auf den Spaziergang nehmen. Der Vater nahm mir aber das Geld ab, ich durfte nicht mit auf die Schulreise und der Lehrer erhielt auch sein Geld nicht zurück.

Sobald die Alltagsschule vorbei war, mußte ich den Sommer über in der Beringer Ziegelhütte arbeiten gehen. Die Arbeitszeit daaer te damals VUirmurgen6 Uhr bts=abends ~1Ühr, und ich bekam 50 Rappen Taglohn.

Im Winter mußte ich allerdings wieder alle Tage in die Schule. Im folgenden Sommer bekam ich dann Arbeit in der Tonwarenfabrik in Schaffhausen. Jetzt gab es 70 Rappen Taglohn, dafür mußte ich vor und nach der Arbeit eine Stunde marschieren. Die Arbeitszeit dauerte von morgens 6 Uhr bis abends 6.30 Uhr. Ich mußte einem Hafner das große Rad drehen, da ich aber viel zu klein war für das große Rad, baute man mir mit zwei Kisten ein Gerüst.

In Herrn Gustav Peyer, Pfarrvikar, hatten wir einen lieben Seelsorger. Er ließ es sich nicht nur angelegen sein, uns in Gottes Wort zu unterrichten, er schenkte uns auch jede Woche einen Abend, an dem er uns die Schönheit unserer Heimat, ebenso diejenige des benachbarten Deutschland kund tat. Bei allem wies er aber auch auf die Gefahren hin, die dem Unkundigen dort begegnen könnten. Durch die lehrreichen Aufklärungen hat mir unser Seelsorger, wohl unbewußt, die Lust zum Wandern, die mich später überfiel, wachgerufen.

Ich habe mit bescheidenen Mitteln mein Heimatland sehen dürfen, ich kam auch nach Deutschland und sah Stuttgart, Ulm, Heilbronn, Heidelberg, Frankfurt, Hamburg, Köln, Bremen, Karlsruhe u. a. Städte.

In dem Winter, da ich den Konfirmandenunterricht besuchte, lag meine Mutter krank, ich mußte sie pflegen, weil meine Schwestern schon verheiratet waren. Morgens vier Uhr mußte ich aufstehen und dem Vater und den Brüdern das Morgenessen richten, auch mußte ihr Essen für den ganzen Tag bereitgestellt werden. Dann ging es an die Hausgeschäfte.

Nebst der kranken Mutter mußte ich zu zwei Schweinen und zwei Kühen sehen; jeden zweiten Tag wanderte ich zum Arzt nach Löhningen. Am Abend, wenn alle gegessen hatten und ich bat, man wolle mir doch beim Kurzfuttrerrichten helfen, da bekam ich den Bescheid: «Du hast wohl Zeit, du tust ja den ganzen Tag nichts.» Da lernte ich die vielen, oft soschnöde mißachteten Arbeiten einer Hausmutter kennen und wunderte mich nicht mehr, daß meine Mutter unter ihrer Last zusammengebrochen war.

Dereinst hatten wir nur Geißen gehalten, aber eines Tages genügte das meinem Vater nicht mehr, er ließ sich von einem Juden ein kleines Kühlein aufschwätzen. Da wir nun eine Kuh hatten, so mußte der Vater auch Land von den Juden erwerben. Die Juden betrieben zu jener Zeit in Beringen Güterschlächtereier. Wenn ein Bauer verkaufen wollte, so wurde der Handel den Juden übergeben. Die Gant wurde mit Gratiswein angefangen, dann wurde geboten. Bei weiteren Grattisschoppen wurden immer höhere Angebote herausgepreßt, mancher hat wegen solchen Ganten später den Konkurs anmelden müssen.

Eine Kuh hatten wir, Land auch, da ließ sich mein Vater zu weiterem Großmachen verleiten, eine zweite, armselige Judenkuh mußte in den Stall. Als ich das Tier in Schaffhausen abholen mußte, da glaubte ich bis mittags zu Hause zu sein, aber ich hatte mit ihm solche Mühe, daß ich erst beim Betzeitläuten ins Dorf kam. Wegen des Kühleins ertete ich viel Spott und ich schämte mich nicht wenig.

Als es meiner Mutter wieder besser ging, da wollte ich den Maurerberuf lernen. Nach fünf Monaten stürzte ich wegen einem morschen Brett zwei Stockwerk tief. Ich trug innere Verletzungen davon, mein Kopf war zerschlagen und mein Hals gebrochen, daß er auf der rechten Achsel auflag. Für mich gab es keine Versicherung und keinen Spital, mit meinen eigenen Händen mußte ich immer und immer wieder längere Zeit hin meinen Kopf hochrichten und ich kann mich rühmen, mit meinen eigenen Händen bewirkt zu haben, daß ich heute noch meinen Kopf hoch tragen kann. Der Unfall hatte zur Folge, daß ich lange Zeit von Schwindel befallen war, darum mußte ich die Maurerlehre aufgeben.

Ich suchte nun meinen Verdienst im Steinbruch, aber es gab da nicht immer Arbeit. So entschloß ich mich, für die Sommersaison eine Stelle im Hotel Schweizerhof in Neuhausen anzunehmen. Als die Saison zu Ende war, ließ ich mir einen Heimatschein ausstellen und ging auf Wanderschaft; die Rekrutenschule stand bevor, da wollte ich vorher noch etwas in die Fremde. In aller Stille verreiste ich nach Basel, am folgenden Tag arbeitete ich schon auf einer Baustelle.

Durch einen Beringer, der in Basel Metzger lernte, bekam der Vater Kenntnis von meiner Adresse. Er drohte, mich mit der Polizei heimschaffen zu lassen, wenn ich nicht sofort zurückkäme. Da ließ ich mich von meinem Arbeitgeber entlohnen und wanderte nach Liestal. Am folgenden Tag kam ich nach Olten, wo ich meinen jüngern Bruder, der in Trimbach bei einem Schuhmachermeister in Arbeit stand, besuchte. Dann reiste ich nach Bern, La Chaux-de-Fonds, Le Lode, hier nahm ich Arbeit an. Die Arbeitsstelle war etwas mehr als eine Stunde von Le Lode entfernt, nahe der französischen Grenze. Am zweiten Tag begab ich mich zum Sektionschef. Der prudelte mich wütend an, es wäre nämlich gerade die Zeit geworden, wo ich hätte Soldat sein sollen. Ich merkte wohl, was er mir sagen wollte, aber wir verstanden uns einfach nicht. Ich legte mein Dienstbüchlein einfach auf den Tisch und ging. Als der Schnee uns von unserer luftigen Höhe vertrieb, holte ich mein Dienstbüchlein wieder. Zu meinem großen Glück war der Sektionschef nicht zu Hause, er hatte mir aber auch meine Ankunft noch nicht eingetragen. Ich ersuchte seine Frau, meine Ankunft und meine Abreise einzutragen, was sie auch bereitwillig tat. Das Ankunftsdatum allerdings hat sie nach meinen Angaben etwas zu früh eingesetzt, das verhalf mir dann zu einem Freispruch, als ich wegen versäumtem Militärdienst vor dem Richter stand.

Den Winter über arbeitete ich dann im Gaswerk Le Lode. Am Tage hatte ich meistens" Erdarbeiten zu verrichten, am Abend mußte ich im halben Orte Lichter anzünden, nachts 12 Uhr mußte ich dann wieder löschen.

Im Frühjahr zog es mich wieder in die Ferne. Ich kam in Frankreich bis Pontarlier, merkte aber bald, daß ich mit meinem wenigen Französisch kaum ein lohnendes Auskommen finden konnte; ich wollte eben nicht nur reisen, ich wollte auch verdienen. So reiste ich auf der Straße, wo zehn Jahre früher die Bourbakiarmee von den Deutschen in die Schweiz getrieben worden war - Spuren des Zuges

waren noch über- all gut sichtbar - zurück nach Verriers. Von da ging es über den Berg nach Yverdon-Lausanne. Von da reiste ich mit einem Bäcker weiter nach Vevey. Am Genfersee haben wir an verborgener Stelle Wäsche gemacht. Wir badeten, während die Wäsche in der heißen Sonne trocknete.

Ich habe meine ganze Wanderschaft, ausgenommen die Fahrt von Neuhausen nach Basel, zu Fuß gemacht; gebettelt oder gefochten, wie die Handwerksburschen sagen, habe ich nie, aus Furcht, erwischt und polizeilich heimbefördert zu werden. Im Kanton Bern, wo ich durch viele Ortschaften kam, wurde den Durchreisenden ein Ortsgeschenk von 30 Rappen abgegeben. Um Mißbrauch zu verhüten, wurde dem Empfänger ein Stempel in den Heimatschein gedrückt; auch da habe ich nie gefochten. Aber in Vevey wäre mir beinahe ein Mißgeschick passiert. Die Waadtländer Polizei stand im Rufe, jeden, den sie am Bettel erwischte, sofort in den Heimatkanton abzuschieben. Der Bäcker und ich hatten verabredet, nach zweistiündiger Arbeitsumschau uns am großen Platz am See wieder zu treffen. Als es so weit war, hatte der Bäcker alle Taschen voll Brot gestopft; ich nahm es ihm gerne ab, weil er noch etwas umfragen wollte. Kaum war er wieder weg, da kam ein Polizist an den Brunnen um Wasser zu holen, aber er war ohne Chäppi und Rock. Er fragte mich gleich: «Sind Sie fremd?» Er verlangte meine Papiere zu sehen. Ich aber sagte: «Es fällt mir nicht ein, einem jeden auf offener Straße meine Papiere zu zeigen.» Da ging er zum nahen Po-sten zurück. Diesen Moment benützte ich dazu, die Tasche, in der meine Papiere steckten, vom Brot frei zu machen. Im nächsten Augenblick kam ein anderer Polizist in voller Uniform und verlangte meine Ausweise. Ohne Zaudern übergab ich sie ihm. Er setzte sich auf eine nahe Bank, zog ein Buch heraus und suchte darin meinen Namen, fand ihn aber nicht. Nach kurzem Fragen nach meinem Woher und Wohin ließ er mich in Ruhe. Hätte ich aber vor seinen Augen das viele Brot aus den Taschen nehmen müssen, um zu meinen Papieren zu gelangen, so hätte sich unsere Unterhaltung wohl etwas in die Länge gezogen. Bald kam der Bäcker wieder, er hatte eine Stelle gefunden. Er übergab mir den Rest seines Brotes, und dann trennten wir uns. Ich reiste über Montreux bis Villeneuve, da aber alle Arbeitsplätze von Italienern besetzt waren, kehrte ich wieder um. Ich reiste Richtung Freiburg. In Bulle arbeitete ich in einer Holzhandlung ; in Freiburg nachher 4 Monate in einem Steinbruch. Mit schwerem Doppelgeschirr schrotete ich Quader heraus um einen Stundenlohn von 24 Rappen. Als der Winter kam, zog ich nach Neuenburg; acht Monate habe ich dort als Mineur um 31 Rappen Stundenlohn gearbeitet.

Jetzt zog ich an den Zürichsee. In Zollikon war ich ein Vierteljahr lang Güterknecht in einer Wirtschaft; aber an solchen Orten kann man nicht bleiben, wenn man etwas ersparen will. So zog ich denn weiter und blieb in einem andern Seedorf drei Jahre lang als Güterknecht und Milchausträger. Ich hatte jeden Tag 150-180 l Milch auszuschenken. Morgens ging es um 4.30 Uhr in den Stall zum Melken, nach dem Frühstück reiste ich mit der Milch ins Dorf. Ich hatte keine Pfeife, die Leute hätten mich doch nicht gehört beim Lärm ihrer Seidenmaschinen. Sofort nach dem Znüni wurde abgerechnet. Da hieß es dann: So viel Liter Milch mitgenommen, so viel zurückgebracht so viel gegen Barzahlung, so viel gegen spätere Zahlung. Wenn das Geld ausgezählt war und es nicht genau stimmte, so mußte die ganze Rechnung nochmals getan werden, bis alles klar war. Ich mußte auch Ringliholz, Most, Wein, Obst u. a. verkaufen. War ich nicht im Dorf, so gab es genug Arbeit auf dem Gut.

Der Milchhandel gab viel Ärger. Hatte man zu wenig Milch, so mußte ich am Morgen eine Stunde weit an den Berg hinauf um solche zu holen. In der Sennerei gab man mir die Milch nach Gewicht, dabei war es mir nie möglich, die Literzahl mit der Kilozahl zu vereinbaren. Um die Milch zu sparen wurde dann zum Morgenessen Hafersuppe serviert. Jetzt kam ich ins Dorf und wollte meine Milch abgeben. Da hieß es: «Ja, jetzt brauche ich nicht so -viel, mein Besuch ist nicht gekommen», oder: «Mein Mann ist mit meiner Kocherei nicht einverstanden, heute brauche ich keine Milch.» So mußte ich oft die mit viel Mühe ergattete Milch zum Teil wieder nach Hause tragen und dann zum Nachtessen Milchsuppe essen.

Im zweiten Jahr meines Dortseins sagte mir der Sohn: «Vom 1. Mai ab kostet die Milch statt 18 Rappen 19. Im Dorf schimpften die Leute, die Verteuerung komme einzig vonmeinen Meistersleuten, die, trotz ihres Reichtums, nie genug bekämen. Sie hatten nicht so unrecht, meine Meistersleute

waren nicht nur reich, sie waren auch recht fromm. Der alte Herr war jeden Sonntag in der Kirche und saß nahe bei der Kanzel in seinem teuer erkauften Stuhle. Er fehlte nie, obwohl er selbst an den heiligen Tagen bis zu Beginn des dritten Läutens im Stall in allem Dreck herumhantierte und immer in die Kirche rennen mußte.

Am 1. Mai fragten mich die Kunden: «Wie steht es jetzt mit dem Milchaufschlag?» Ich sagte: «Ich weiß es nicht, ich muß zuerst bei den andern Milchträgern fragen, morgen ist auch noch ein Tag.» Aber alle Milchträger sagten: «Es wird nicht aufgeschlagen, es bleibt beim Alten.» Das ging wie ein Lauffeuer durchs Dorf; zu Hause aber gab es böses Blut, ich sei der allein Schuldige am abverheiten Aufschlag, und hätte man damals schon etwas von Kommunisten gewußt, ich wäre sicher bei ihnen eingeteilt worden. Durch meine Dummheit blieben die Seidenweber am Zürichsee noch ein halbes Jahr von einem Preisaufschlag verschont.

Lohn bezog ich im ersten Jahr sieben, im zweiten Jahr acht, und im dritten Jahr neun Franken für die Woche. Nach drei Jahren verließ ich die Stelle. Mein jüngerer Bruder hatte sich verheiratet, meine Mutter lag schwer krank, und mein Vater konnte dem Haushalt nicht alleine vorstehen.

Schon zwei Monate nach meiner Heimkehr verschied meine liebe Mutter und wurde von ihren Leiden erlöst. Wer all die schweren Sorgenstunden, die sie in ihren Lebensjahren zu ertragen hatte, in seinem Geiste aufnimmt, der wird es verstehen, daß sie sich beim Scheiden aus dieser Welt das Sterbelied zu eigen machte:

Freu dich sehr, O meine Seele,
Und vergiß all Not und Qual.
Christus, dem Du Dich befehlest,
Führt Dich aus diesem Jammertal.»

Damit endet das mir zur Veröffentlichung Erlaubte. Nach einem mühevollen und arbeitsreichen Leben, das viel Not und Unglück, aber auch wahren Segen gebracht hatte, verschied der Verfasser als hochbetagter Greis; über seinem Grabe sprach der Herr Pfarrer: «Der Herr hat Gnade gegeben zu unserer Reise.»